

gunsten Österreichs und gegen die italienischen Nationalbestrebungen geworfen. Ebenfalls ist es nicht ganz richtig, wenn der Vf. meint, die Schleswig-Frage sei nach dem September 1848 nicht mehr so aktuell gewesen. Zwar blieb diese nicht mehr im Mittelpunkt der Erörterungen der Paulskirche; jedoch war die Zentralgewalt sehr an den zur Lösung dieser heiklen Frage zusammengerufenen Londoner Friedenskonferenzen vom Frühjahr 1849 beteiligt. Auf Grund der Hartnäckigkeit des deutschen Bevollmächtigten — des preußischen Gesandten Josias von Bunsen —, aber auch an der Unnachgiebigkeit Dänemarks, scheiterten die Verhandlungen und brach der deutsch-dänische Krieg im April von neuem aus.

Auch kann der Leser sich nicht gänzlich des Eindrucks erwehren, daß sich diese Studie vielleicht zu sehr mit den Einzelheiten der Debatten und Beschlüsse der Paulskirche beschäftigt, ohne immer diese Begebenheiten in einem breiteren Blickfeld analytisch zu beleuchten. Letztere Aufgabe wäre um so erwünschter gewesen, als viele der vom Vf. dargestellten Ereignisse den Kennern der Revolution von 1848 wohl längst bekannt sind. So ist die „Schlußbetrachtung“ des Buches gewissermaßen eine Enttäuschung, weil sie nur die Hauptergebnisse wiederholt und zusammenfaßt, doch nur teilweise ihre Ursachen und Zusammenhänge erklärt. Sicherlich wurde die Nationalitätenpolitik der Paulskirche — wie der Vf. klarmacht — durch konkurrierende Regionalinteressen, durch den Druck bald von links, bald von rechts, schließlich durch sich oft widersprechende Vorwände, wie das historische Recht (im Falle Schleswigs) oder strategische und hegemoniale Ziele (wie im Falle Posens), beeinflusst. Leider hat der Vf. die Beweggründe und den Einfluß der verschiedenen Fraktionen der Paulskirche nicht genügend beachtet, was in dem sonst weniger gründlichen Buch von Frank Eyck² besser dargestellt worden ist. Vielleicht hätte er den deutschen Nationalismus ebenfalls in eine breitere Perspektive einbezogen, wenn er ihn mit anderen damaligen nationalen Bewegungen verglichen hätte. Man sollte z.B. nicht vergessen, daß die Führer des Polentums ebenso hartnäckig in ihren Forderungen waren, ein übernationales Großpolen innerhalb der Grenzen von 1772 wiederherzustellen. Bekanntlich übten auch der Panslawismus und der Panskandinavismus einen gewissen, wenn auch verschiedenartigen, Einfluß auf andere Völker während dieser Zeit aus.

Dessen ungeachtet ist dieses Buch, innerhalb den vom Vf. gewählten Schranken, eine ausführliche und beachtenswerte Darstellung eines wichtigen Aspektes der 1848er Revolution und als solches wohl ein aner kennenswerter Beitrag zu einer schon zahlreichen Literatur.

Madison

William J. Orr, Jr.

2) Frank Eyck: *The Frankfurt Parliament 1848—1849*, London 1968 (Deutsche Ausgabe: *Deutschlands große Hoffnung. Die Frankfurter Nationalversammlung 1848/49*, München 1973).

Imre Gonda: Verfall der Kaiserreiche in Mitteleuropa. Der Zweibund in den letzten Kriegsjahren (1916—1918). Akadémiai Kiadó. Budapest 1977. 428 S.

Unter erschöpfender Auswertung des gedruckt vorliegenden Materials sowie zahlreicher Aktenstücke aus Archiven in der Bundesrepublik Deutschland, in der DDR und in Österreich unternimmt es Imre Gonda in dieser Studie, den Zusammenhang zwischen dem Verlauf des Ersten Weltkrieges und dem Ver-

sagen des deutsch-österreichisch-ungarischen Zweibundes darzustellen. Dieses Bündnis, das unmittelbar nach der Konsolidierung der durch die Gründung des Deutschen Reiches veränderten machtpolitischen Situation in Mitteleuropa zustande gekommen war, wird von G. zutreffend als eine noch „präimperialistische“ Bildung (S. 15 u. ö.) charakterisiert, die allerdings später einer zunehmend nach imperialistischen Maximen verfahrenen Politik als Instrument zu dienen hatte. Der dominierende Partner in diesem Bündnis war das Deutsche Reich, während die Donaumonarchie wegen der ungelösten nationalen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme in ihrem Innern stets der schwächere Teil blieb. Beiden Staaten gemeinsam war, wie auch G. zurecht hervorhebt, daß die vom Bürgertum um die Mitte des 19. Jhs. unternommenen Modernisierungsversuche gescheitert waren, so daß in beiden Reichen eine soziale „Verspätung“ im Vergleich zu Westeuropa eingetreten war.

Für den Leserkreis der „Zeitschrift für Ostforschung“ dürfte vor allem der Bericht von Interesse sein, den G. über die Bedeutung des Zweibundes für die Geschichte der Habsburgermonarchie in der hier untersuchten zweiten Hälfte des Weltkrieges gibt. Überzeugend beschreibt G. die anscheinend unaufheb- bare Antinomie innerhalb dieses Bündnisses. Die Reichsleitung in Wien sah in dem Festhalten an der engen Verbindung mit Deutschland — was aus Gründen der nationalen Hegemonie über die nichtdeutschen Nationen in der Monarchie vor allem auch von der deutschen staatstragenden Schicht gewünscht wurde — die einzige Möglichkeit, die gefährdete Existenz der Doppelmonarchie zu sichern, während gerade diese Zusammenarbeit Österreich-Ungarns mit Deutschland für die großen Kriegsgegner die Auflösung des Habsburgerreiches nahezu unausweichlich machte, das sie an sich seit langem als stabilisierendes Element in diesem Teil des Kontinents schätzten; bei einer dem deutschen Partner gegenüber flexibler geführten Politik Wiens hätten die Alliierten den Habsburgerstaat — wegen ebendieser seiner machtpolitisch ausgleichenden Funktion — offensichtlich auch für die Zukunft erhalten sehen wollen. Der nach Kriegsende von den erfolgreich gebliebenen Emigrantenpolitikern der österreichisch-ungarischen Nationen, vornehmlich der Tschechen, behauptete entscheidende Einfluß, den die von ihnen vorgetragenen Forderungen und Konzepte auf die antihabsburgischen Planungen der Westalliierten gehabt hätte, wird von G. einleuchtend relativiert (S. 223). Auf der anderen Seite aber war Deutschland gezwungen, das stets schwächer werdende Habsburgerreich zu stützen, was jedoch nur auf Kosten des eigenen Potentials möglich war. In Übereinstimmung mit der Forschung sieht auch G. in der Unfähigkeit der in Österreich und in Ungarn herrschenden Führungsschichten, ihre Vorstellungen von der Zukunft der Monarchie miteinander abzustimmen, eine Hauptursache für das Ende des Gesamtstaates: in Ungarn weigerte man sich bis zuletzt, den nichtmadjarischen Nationalitäten irgendein nationalpolitisches Entgegenkommen zu zeigen, während man in der Westhälfte, wenn auch sehr spät, zu analogen Konzessionen bereit gewesen war.

Die Frage, ob ohne den Zweibund, der sich bis zum Kriegsausbruch als eine Verbindung zweier „schwächerer“ Großmächte bewährt hatte (S. 407), der Weltkrieg einen anderen, für beide Staaten günstigeren Verlauf genommen hätte, wird als offensichtlich zu hypothetisch von G. nicht gestellt; alles aber, was G. in dieser Studie mitteilt, läßt die Annahme zu, daß auch dann beide kaum anders hätten handeln können und in ähnlich enger Weise während des Krieges zusammengearbeitet hätten.